



hr2-Literaturpreis 2024

Leonard Marx:

Sterbehelfer

Es gibt Texte, die handeln von anwesenden Abwesenden. Von denen, die da sind, ohne da zu sein. Die präsent sind in allem, was geschieht, was gedacht und gesprochen wird, ohne aber selbst zu geschehen, zu denken oder zu sprechen. Ihre Handlungsebene ist nicht die geschilderte Realität, sondern auf seltsame Weise darüber. Ein Stockwerk höher, in der Gedankenwelt schwirren sie, halten die Fäden aller Figuren in ihren Händen, nein, nicht in ihren Händen, ihre Hände gibt es nicht (mehr).

Jemand erzählte mir von dieser Idee (wer, weiß ich nicht mehr) und seitdem lege ich sie wie einen Filter über meine eigenen Texte, lese sie durch eine Brille, die nur jene anwesenden Abwesenden durchlässt, und erkenne: Dieser Text funktioniert umgekehrt, muss umgekehrt funktionieren. Nicht die Abwesenden sind anwesend, sondern die Anwesenden abwesend. Keinesfalls gänzlich, sie treten auf, aber nicht explizit, nicht in ihrer vollendeten Persönlichkeit, denn es ist mir nicht möglich, sie um Erlaubnis zu bitten. Deshalb sind sie nur (wirklich nur?) als Patienten da.

I.

Vor einigen Monaten habe ich angefangen, meinen Hund zu fotografieren. Er zeigt sich in anderen Tieren (oder: andere Tiere zeigen sich in ihm?): die Ohren hochgeklappt zur Fledermaus, im Liegen eingerollt zur Schnecke. Ich streiche sein Kopfhaar gegen den Strich, stelle ihm ein Nackengefieder auf, den Kopf senkend wird er zum Wasservogel; zum Haubentaucher.

Seitdem ich nachts auf Station arbeite, steht er immer gleich vor der Tür, wenn ich abends um neun Uhr das Haus verlassen will. Den Rumpf zum Halbkreis gebogen schiebt er mir seine Flanke entgegen, diese kleine Wölbung zwischen Bauch und Hinterlauf, an der sich die Haare kräuseln. Jedes Mal ist er pünktlich, eine tierische Tür-Uhr. Jedes Mal riecht er an mir, seine feuchte Nase durch die Jeans pinselt meine Kniescheibe. Und jedes Mal frage ich mich, ob er die Gerüche der Patienten kontrolliert. Ob er mich riecht, um sie zu riechen, wenn ich morgens um sechs Uhr wiederkomme. Ob er ihre Gerüche abpaust, sie an meiner Hose zählt, weiß, wer von ihnen gestorben ist und wer noch lebt (und wer demnächst sterben wird?).

Die Wohnungstür ist unsere Spiegelachse. Morgens komme ich von der anderen Seite und er steht andersherum da, er und seine Flankenschranke: Sein Pinseln ist Passkontrolle, ohne komme ich nicht vorbei.

II.

Am ersten Tag stehe ich eine halbe Stunde vor Schichtbeginn an der Garderobe. Meine Augen gehen mich im Spiegel ab. Die weißen Sportschuhe hoch, die noch weißere Hose entlang, darüber der schwarze Gürtel, das rosa Poloshirt mit Krankenhaus-Logo (eingesteckt) – an meinem Hals, vor dem Kinn, mache ich Halt, biege links ab, den dünnen Oberarm, den kantigen Unterarm hinunter zu meinen Spinnenfingern. Ich sehe aus wie ein Trickbetrüger, Enkelschwindler, wie ein schlaksiger Golfspieler-Bonze.

Eine halbe Stunde nach Schichtbeginn merke ich: Die (meisten) Patienten sehen mich nicht so, weil sie mich nicht sehen können. Ich werde durch die Station geführt, begrüße die, die mich begrüßen können. Dreizehn Patienten in dreizehn großen Zimmern mit Balkon kommen auf zwei Schwestern plus einen Arzt auf Abruf in der Nachtschicht und drei Schwestern plus zwei Ärztinnen tagsüber; ein Pflegeschlüssel, von dem andere Stationen träumen können und andere Patienten träumen: Es gibt eine Warteschlange in Form eines Ordners mit Patientenbögen. Die Schicksale der Wartenden sind rote, grüne, blaue Kritzelschrift.

Der Ordner ist das einzig Unordentliche auf der Station. Sonst ist ordentlich, was sich schwer ordnen lässt: Im Gang hängt eine leinwandgroße, gerahmte Collage aus Bildern, die Patienten in Kunsttherapie-Sitzungen gezeichnet haben. Darunter stehen in Druckschrift Name, Alter und Todesursache der Zeichnenden. Die Bilder sind geordnet und ordnen selbst, sind Collagen von Lebensinhalten.

Beim Vorbeilaufen fällt mein Blick immer wieder auf eines: Auf einer Wiese stapeln sich beschriftete Boxen: Eine graue, auf der Krebs steht, die angrenzende rote beinhaltet die Familie, darüber Hobbys, Beruf. Darunter, wieder in Druckschrift: Allem seinen Platz zuweisen. Die Boxen sind Biotope im doppelten Sinn; Lebensräume mit eigenem Klima. Im Krebs-Raum regnen blaue Tropfen auf das Krankheitsgrau, darüber spannt sich ein Regenbogen. In der Familie scheint die Sonne.

Weil die Palliativstation ein besonders hygienischer Raum ist, gibt es eigens Räume für das Unhygienische. Im Raum Unrein I sind die schmutzigen Kleider der Patienten, in Unrein II werden die Fäkalien entsorgt.

III.

Die meisten Patienten sterben wenige Tage nach ihrer Verlegung. Natürlich gibt es Abweichungen, natürlich gibt es wenige, die vor ihrem Tod noch nach Hause können, um dort zu sterben, und natürlich gibt es noch wenigere, die dorthin zurückverlegt werden, wo sie herkamen, wo ihre Krankheit noch therapiert wurde und doch weiter therapiert werden soll. Man redet von diesen Fällen wie von Wundern, an die keiner glaubt.

Wenn eine Patientin stirbt, wird eine Kerze in einem eckigen Holzständer auf den Boden vor ihr Zimmer gestellt. Bevor die Totenstarre eintritt, legt die Schwester ihr eine Kinnstütze an, ein gelbes Plastik-Oval, das den Mund schließt. Ihre Hände werden gefaltet und zusammen mit einer Rose auf die Brust gelegt. Die Tote bleibt bis zum nächsten Tag in ihrem Zimmer, dann wird sie vom Bestattungsinstitut abgeholt, die Kerze verstaut und eine Blüte der Rose in eine Wasserschale zu den Blüten anderer Verstorbener gelegt.

Das Zimmer wird gereinigt, anschließend zieht der nächste Patient ein.

Am Mittwoch meiner ersten Woche verpasse (?) ich den Tod einer Patientin um drei Minuten. Die Schwester stellt ihn fest. Unsichere Todeszeichen: keine Atmung, kein Puls. (Leichen-)Blässe und (Toten-)Kälte sind weitere Indikatoren, doch die meisten Patienten hier weisen sie schon vor ihrem Tod auf.

Sie flüstert mir zu, was sie gerade macht. Danach sagt sie zur Toten:

- Haben Sie's geschafft, Frau_____.

Sie schiebt die Vorhänge zur Seite, lehnt sich zum Fenster und dreht sich zu mir um. Während der Griff in die Waagerechte knarzt, sagt sie:

- Damit die Seele entweicht.

Sie öffnet das Fenster. Wir verlassen das Zimmer.

Später gehe ich aufs Klo und heule. Mir ist nicht schlecht, ich habe keine Schmerzen. Ich heule nur. Möglichst leise.

Als ich zurück ins Schwesternzimmer komme, sind meine Augen rot:

- Mei Linse is' verrutscht.
- Geh her, mei Lieber. Ich schau amal. Welche denn? Links oder rechts?
- Beide.
- (Lacht) Ach so. Des san sie mir früher auch manchmal.

Am nächsten Vormittag, beim Schlafengehen, frage ich mich, wie schnell die Seele aus dem Körper entweicht. Und wo sie beim Lebenden sitzt. Und wo beim Schlafen. Und wohin sie geht, wenn man stirbt.

Am nächsten Abend stehen zwei weitere Kerzen im Gang. Wenn eine Patientin gestorben ist, sagt man zu ihr:

- Gute Reise, Frau _____.

Wenn eine Patientin gestorben ist, sagt man zur Schwester:

- Ich hab' sie gemocht, die Frau _____.

IV.

Seit ich auf Station arbeite, springen mir unzusammenhängend Bilder aus meinem Leben in den Kopf. Ich stelle mir vor, ich bilde mir ein, ich rede mir ein, sie wären Ausschnitte des Films, der einem beim Sterben abgespielt wird. Ich rücke meinem Film näher, weil ich dem Tod näher rücke – nur dass der Tod nicht meiner ist, sondern der Tod derer, die ich pflege.

Ich sehe Bilder, an die ich mich eigentlich nicht mehr erinnere, die ich meinem Gedächtnis nicht zugetraut hätte.

Ich sitze im Schwesternzimmer, schaue auf die Uhr und muss unvermittelt an meinen Schulweg in Bonn denken (ich war seit zehn Jahren nicht mehr in Bonn und seit fünfzehn nicht mehr in der Grundschule). Ich kann sagen, was ich sehe, aber nicht, wie es sich darstellt.

Ich kann sagen: Schulweg in Bonn, Straße, Brücke. Genauer wird es nicht.

Es fühlt sich an, als zeige mir mein Gedächtnis diese Erinnerungen, um mir ihre Unbeschreiblichkeit, ihre Transzendenz zu demonstrieren.

Erst kamen sie nur auf der Station, einige Tage später auch zuhause und dann im Schlaf. Ich rieche sie mehr, als dass ich sie sehe, und schmecke sie mehr, als dass ich sie fühle. Vielleicht kommen sie wieder, wenn ich einmal sterbe.